

bestehen gehabt, in jenen Tagen ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sein, Weimar zu verlassen und nach Wien zu gehen, von wo ihm Anerbietungen gemacht worden waren. Es ist schon früher erwähnt worden, daß Goethe nach der Rheinreise 1815 eine gewisse Neue darüber empfand, sich so lange Jahre an Weimar und seine in mancher Hinsicht engen und kleinlichen Verhältnisse gebunden zu haben. Aber er war doch durch zu viele Fäden mit Weimar verflochten und er mochte bei ruhiger Ueberlegung fühlen, daß er nun zu alt geworden, um sich jetzt noch zu verändern und in so ganz fremdartige Verhältnisse wie die wiener einzuleben.

Die poetische Ausbeute dieser Jahre war im Verhältnisse zu derjenigen der frühern nur gering; seine Productionskraft war nun doch in der Abnahme und die Welt um ihn her in vielen Stücken eine andere geworden als diejenige gewesen, mit der er aufgewachsen war und in der er sich wohl und heimisch befunden hatte. Daß er überhaupt noch dichtete und auch noch viel Gutes und Treffliches dichtete, war ein Beweis von der Unverwundlichkeit und rastlosen Thätigkeit seines Geistes. An dem „Divan“ arbeitete er im Winter von 1817 zu 1818 „mit so viel Neigung, Liebe und Leidenschaft, daß man den Druck desselben im März anzufangen nicht länger zauderte.“ Dabei gingen die orientalischen Studien immer fort, „damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte; denn freilich,“ fährt Goethe in den „Tag- und Jahreshäften“ fort, „mußte der Deutsche stuzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre geleitet als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angelegnete Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt, das teutsche Publicum erst stuzen zu sehen, ehe es empfing und genoß.“ Im Jahre vorher, 1817, war das italienische Reisetagebuch, so weit es Sicilien und Neapel betrifft, gedruckt, die Autobiographie „wieder vorgenommen worden.“ Im folgenden Jahre brachte ihm „ein wunderbarer Zustand bei höherem Mondenscheine das Lied, „Um Mitternacht,“ das ihm desto lieber und werther war, da er, wie er gesteht, nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte.“ Zu einem Maskenzuge, welcher bei der Anwesenheit der Kaiserin Mutter am 18. Dec. 1818 stattfand, dichtete er die erklärenden Verse und er hatte dabei wenigstens Gelegenheit, die von ihm geschiedenen Größen Weimars in Strophen voll erhabener großartiger Gesinnung zu verherrlichen. Noch ist seines Antheils an dem im J. 1819 zu Kostock errichteten Blücherstandbilde zu gedenken. Der mit der Besorgung des Plans beauftragte ständische Ausschuß hatte an Goethe das Ansuchen gestellt, das Vorhaben durch seinen Rath zu fördern und zu unterstützen und Schadow, der schon vorher mit ihm über die Idee des Standbildes correspondirt hatte, war selbst mit dem Modell nach Weimar herübergekommen, um sich mit Goethe über die etwa noch vorzunehmenden Aenderungen zu besprechen.

Zwei Relieftafeln sind auch wirklich nach Goethe's Angabe ausgeführt; auch verfaßte er die bekannte Inschrift „In Harren und Krieg“ u. s. w. Unter den Feldherren der verbündeten Heere war auch wol Blücher, weil er ein Mann aus Einem Guffe war, derjenige, der für Goethe noch die meiste Anziehungskraft hatte.

An seinem siebenzigsten Geburtstage (1819) wurden ihm so viele Beweise der Dankbarkeit und Anerkennung zu Theil, daß er davon selbst aufs Angenehmste überrascht, ja tief gerührt war. „Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Berlegenheit,“ schreibt er, „suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Diesmal hatte ich ihn zwischen Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. Aug. sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahle auf dem Posthofe eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte.“ In Frankfurt veranstaltete man ein Festmahl, bei dem ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz prangte, welcher ihm dann als Festgabe zugesandt wurde, und die von dem Freiherrn von Stein 1819 errichtete Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille als Denkzeichen für den Kunsttheil, den er bei Verfertigung der Blücher'schen Statue genommen hatte. Sehr zart war die Aufmerksamkeit, die ihm der Großherzog von Mecklenburg bei dieser, wahrscheinlicher jedoch bei einer andern Gelegenheit bewies. Dieser hatte die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im älterlichen Hause gestanden hatte, ausfindig zu machen gewußt, angekauft und heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen lassen. Als Goethe sie zum ersten Mal, aus dem Schlafe erwachend, schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt, ist es Traum oder Wirklichkeit?“ und vergoß dann Thränen der Erinnerung<sup>41)</sup>. Seinen Freunden sprach er dann durch ein Gedicht mit der Aufschrift: „Die Feier des 28. Augusts dankend zu erwidern,“ daß er ihnen in einzelnen Druckblättern überbandte, seinen Dank aus.

Im folgenden Jahre (1820) ging er daran, seine Tagebücher über die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz für die Veröffentlichung zu bearbeiten, lieferte zwei Hefte von „Kunst und Alterthum“ als Abschluß des zweiten Bandes und bereitete das erste des dritten vor. Er schrieb ferner die Erzählung „Der Verräther seiner selbst,“ die Fortsetzung der Erzählung „Das nussbraune Mädchen“ und förderte den ideellen

41) So nach einer Mittheilung von Sauppe, welche Schaefer seinem Berichte über die 70. Geburtstagsfeier eingefügt hat, übrigens in einer Note hinzufügt: „Nach Laube (in den „Reisenovellen“) wäre dies Geschenk zum Jubiläum angelangt.“ Laube's Angabe verdient aber vielleicht schon deshalb mehr Glauben, weil Goethe selbst unter den zum Theil weniger bemerkenswerthen Geburtstagsgeschenken, die er in seinen „Tag- und Jahreshäften“ aufführt, grade dieses, das funigste von allen und außerdem von fürstlicher Hand, nicht mitgenannt hat.

Zusammenhang der „Wanderjahre.“ Die „freie Gemüthslichkeit einer Reise“ erlaubte ihm auch, dem „Divan“ wieder nahezutreten; er erweiterte das „Buch des Paradieses“ und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten. Auch schrieb er, „aufgeregt durch theilnehmende Anfrage,“ wie er sich ausdrückt, einen Commentar zu dem Gedichte: „Harzreise im Winter,“ das er bei dieser Gelegenheit selbst „abstrus“ nennt. Daneben setzte er seine Studien über die Farben, namentlich die sogenannten entoptischen, über Geognosie, Botanik, Zoologie, Mineralogie u. s. w. fort und er fügte ihnen noch die über Meteorologie, atmosphärische Zustände und Wolkenformen hinzu, zu welchem Zwecke er bei seinem Aufenthalte in Karlsbad im Juli 1820 sogar ein „Wolkendiarium“ anlegte, Studien, aus denen dann einige Jahre später, 1825, sein „Versuch einer Witterungslehre“ hervorging. Howard's Theorie der Wolkenbildung kam ihm hierbei zu statten; auch verfaßte er 1821 einige Strophen zu Howard's Ehrengedächtnisse, wofür der englische Meteorolog mit einem verbindlichen Schreiben und der Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London dankte. Mächtig interessirte ihn auch die so folgenreich gewordene Entdeckung des Elektromagnetismus durch den Dänen Dersted (den er 1822 bei sich zu empfangen die Freude hatte) und sofort setzte er sich mit Döbereiner zusammen, um sich über diese Naturkraft Aufklärung zu verschaffen. Gleiche Theilnahme wie der Natur widmete er auch gleichzeitig der Kunst. Er ging seinem Freunde Heinrich Meyer bei seinen Studien zur Hand, war ihm bei der letzten Durcharbeitung seiner Geschichte der Kunst behilflich, beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der Denkmäler hellenischer Kunst, namentlich der Elgin=Marmorn, vernachlässigte aber darüber nicht das Studium der altitalienischen und altteutschen Malerei, schrieb zwischen 1820 und 1822 eine umfangreichere Abhandlung über Andreas Mantegna's Triumphzug des Cäsar und 1823 über altteutsche Baukunst. Diese hatte ihn ja schon in seiner strasburger Periode mächtig angezogen und nachdem er ihr während seiner italienischen Reise ziemlich untreu geworden, war das Interesse für sie durch den Verkehr mit den Brüdern Boisseree und den Anblick des kölner Doms und anderer hervorragender mittelalterlicher Bauwerke wie durch das Studium der den kölner Dom betreffenden Zeichnungen und Risse wieder lebhaft in ihm angeregt worden. Von den monströsen Gebilden der indischen und ägyptischen Kunst dagegen wandte er sich mit Widerwillen ab, während ihn die indische Dichtkunst, namentlich die seinem Sinne für Anmuth so hold entgegenkommende liebliche und zarte Sakontala, wie wir wissen, außerordentlich anzog. Er schreibt z. B. im J. 1824 an A. W. Schlegel: „Kann ich zwar der indischen Kunst, in sofern sie plastisch ist, nicht günstig sein, da sie die Einbildungskraft, anstatt sie zu sammeln und zu regeln, zerstreut und verwirrt, so gehör' ich doch gewiß zu den redlichsten und beständigsten Verehrern jener Dichtkunst, die aus den abstrusesten Regionen des Geistes durch alle Stufen des innern und äußern Sinnes uns auf die bewundernswürdigste Weise hindurch-

führt“<sup>42)</sup>. Ueberhaupt fühlte sich Goethe von dem bloß Kolossalen und Ungeheuerlichen, das auf Kosten der Anmuth zur Größe aufstrebt, je länger desto mehr abgestoßen und im J. 1820 beklagt er sich in den „Tag= und Jahresheften“ über Dante's „widerwärtige, oft abscheuliche Grobheit.“

Ebenso wandte er sich von den Productionen der jüngern teutschen Poetenschule seit dem Jahre 1820 immer mehr ab, was sich aus seinem Alter, aus unangenehmen persönlichen Erfahrungen, aus seiner nun eingetretenen Gleichgültigkeit gegen das Theater und aus der in ihren Gebilden allmählig auswüchsig gewordenen Romantik erklärt, derselben Romantik, die er früher in seine besondere Protection genommen. Er schreibt darüber in den „Tag= und Jahresheften“ im J. 1820: „Werner's „Maccabäer“ und Houwald's „Bild“ traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchten. Auch enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Neueren, Genuß und Beurtheilung jüngern Gemüthern und Geistern überlassend, denen solche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmackhaft sein konnten.“ Am meisten war ihm wol die Präntension zuwider, womit sich diese Producte geltend zu machen suchten und an ihn herandrängten, als ob sie neben seinen und Schiller's Erzeugnissen einen Platz einzunehmen verdienten oder sie gar verdrängen könnten. Er vermiste in der neuern Poesie das Männliche und Charaktervolle und er beförderte fortan mehr das Plane und Mittelmäßige als das Originelle, weil jenes doch naturgemäßer und weniger krankhaft war. Einmal in dieser Antipathie befangen, wurde er freilich auch vielfach ungerecht, wie namentlich gegen die schwäbische Schule und Uhland, der doch so teutsch ist und in dessen Poesien Goethe seinen eigenen Einflüssen in vielfachen Spuren begegnen konnte. Eine günstigere Meinung hatte er im Ganzen von Rückert, und auch in Platen verkannte er Gesinnung, Talent, Ernst und technische Ausbildung nicht. Aber er tabelte seine polemische Richtung, an der auch Byron, dem er sonst so hohe Achtung zollte, zu Grunde gegangen sei; er fand es unverzeihlich für ein so „hohes Talent,“ daß Platen in der Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der teutschen Literatur nicht vergessen konnte. Goethe scheint hierbei aus dem Gedächtnisse verloren zu haben,

42) Vergl. hierzu die von Böcking in Bonn herausgegebenen „Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel“ (1846). Dies Bändchen umfaßt nur 50 und einige Seiten, ist aber nicht unwichtig zur Kenntniß der Stellung der beiden Koryphäen der idealen weimarischen Schule (wenn man von einer solchen sprechen darf) zu den beiden Koryphäen der romantischen Schule. Die Briefe Goethe's an Schlegel reichen, freilich von oft langen Pausen unterbrochen, von 1797—1824. Man sieht daraus, daß Goethe auch von Schlegel's Kenntniß der Metrik und sprachlichen Rhythmik Vortheil zu ziehen suchte. Goethe schickte ihm unter Anderem den „Mahomet“ und „Keine Fuchs“ zu Emendationen und ist für Vorschläge in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht dankbar; auch bei den Elegien und Epigrammen ging ihm Schlegel mit Verbesserungsvorschlägen in Betreff des Versbaues zur Hand.

daß auch er „Kenien“ geschrieben und in ihnen die „Erzähllichkeiten der deutschen Literatur“ gezeigelt hatte, ob schon er darin recht haben mochte, daß man diese Erzähllichkeiten wol am neapolitanischen Golfe vergessen sollte, aber nicht wol an den Wassern der Elm vergessen kann. Jedenfalls hatte er aber doch in Gemeinschaft mit Schiller diesen polemischen Gelüsten mehr als vielleicht wünschenswerth Vorstoß geleistet. Größeren Antheil widmete er fortan der Poesie des Auslandes, worauf noch zurückzukommen ist.

Im 3. 1821 dichtete Goethe, der dazu an ihn ergangenen Aufforderung entsprechend, zur Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses, für welche man seine „Iphigenia“ gewählt hatte, einen Prolog, „der“ wie er bemerkt, „wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte.“ Gleichwol rief dieser Prolog, von der berühmten Schauspielerin Etich meisterhaft gesprochen, einen so großen Beifall hervor, daß er am 29. wiederholt werden mußte. Goethe konnte überhaupt gegen die vielen Liebesbeweise, die ihm grade von Berlin kamen, nicht gleichgültig bleiben; er schenkte dieser Stadt, wo sein geliebter Zelter wohnte, wo in dem Wahnhaagen-Nahel'schen Salon und in der literarischen Mittwochsgesellschaft ein förmlicher Goethecultus gepflegt und genährt wurde, mehr als früher seine Neigung, und so gesteht er denn auch, daß ihm die gute Wirkung seines Prologs sehr erfreulich gewesen. „Ich hatte,“ fügt er hinzu, „die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben.“ Nichtsdestoweniger konnten ihn alle noch so dringenden Einladungen nicht dazu bewegen, einen Besuch in Berlin abzustatten, wo er doch des glänzendsten Empfangs und der außerordentlichsten Huldigungen gewiß sein durfte. Er nahm letztere wohl an und hatte auch seine Freude darüber, wenn sie ihm wie ein Geschenk der Götter in den Schoos fielen, aber er suchte sie nicht auf, ging ihnen vielmehr gern aus dem Wege.

In diesem Jahre erschien der erste Band seines Romans „Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsendungen,“ in welchem er in vielfachen Verschlingungen seine alte Lieblingsidee durchzuführen suchte, daß Jeder zu entsagen und sich zu beschränken wissen müsse, damit Jeder in seinem kleineren oder größeren Kreise seine Kräfte und Anlagen zum Wohl des Ganzen um so nützlicher und fruchtbarer anwenden könne, je weniger er selbstsüchtig über diesen Kreis hinausgeht. Dieser Eine Sinn ist als durchgehend wohl zu erkennen; es fehlt nicht an den reizendsten novellistischen Einzelheiten, nicht an den weisesten Aussprüchen und tiefsten Anschauungen; aber das Ganze ist formlos; es fehlt die compositionelle Einheit, die organische Verbindung; je willkürlicher diese ist, je räthselhafter manches Eingestricke ist, um so mehr fällt das Bruchstück- und Zufallartige des Werkes auf, und jemehr es mit dem Anspruche auftrat, ein Ganzes, ein wirklicher Roman zu sein, um so mehr mußte sich das Publicum dadurch enttäuscht, um so weniger befriedigt fühlen. Der Dichter hatte eben Alles darin aufgespeichert,

was er an Einfällen, Skizzen, Erzählungen, Fragmenten liegen hatte, und es ließt sich fast komisch, was Eckermann über die Redaction desselben berichtet. Goethe selbst scheint darüber gelacht zu haben. Nahm er sich hierzu ein Recht, so hatte seinerseits das Publicum auch ein Recht, über ein so zerfahrenes Ganze seine Verwunderung auszudrücken. Goethe gab mit einem so kunstlosen Werke — auch die „Unterhaltungen der Ausgewanderten“ würden, wenn er sie nicht fallen gelassen hätte, wol eine ähnliche Composition geworden sein — ein schlimmes Beispiel, welches die Folge hatte, daß seitdem und für lange Zeit in der deutschen Erzählliteratur die Formlosigkeit fast die Regel wurde.

In die Jahre 1821 und 1822 fällt die Redaction und zum Theil auch die Ausführung der Feldzüge, der Rheinreisen nebst dem Tagebuche über die Belagerung von Mainz in den Jahren 1792 und 1793, ferner die „Zahmen Kenien,“ meist auf Papierschnitzel und auf die Rückseite von Visitenkarten flüchtig, wie der Augenblick sie ihm eingab, hingeworfen. Selbst Gervinus, der namentlich den späteren Dichtungen Goethe's ein so ungnädiger Richter ist, erkennt diese „Aeusserungen über die Misstände einer überwuchernden Literatur,“ wie er sie nennt, als ein „unschätzbare Bermächtniß des lebensweisen Dichters“ an. Goethe selbst sagt von ihnen in den „Tag- und Jahresheften:“ „Ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruss und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Lust machen; von kleinen, auf diese Weise entstehenden Productionen sonderte ich die lässlichsten und stellte sie in Pappen zusammen.“ In diesen Blättchen machte er auch wol seinem gewiß nur zu gerechtfertigten Unmuth gegen die Angriffe Lust, die namentlich gegen seinen sittlichen Standpunkt von Rigoristen, welche den tieferen Kern seiner Lebensanschauungen und seiner rein menschlichen Tendenzen zu begreifen gänzlich unfähig waren, seit Anfang der zwanziger Jahre immer öfter gemacht wurden. Mit gutem Humor fand er sich namentlich mit dem Pastor Busckischen ab, der durch ein anonym verfaßtes, übel gemeintes und übel gerathenes Seitenstück zu den „Wanderjahren,“ ein eigentliches literarisches Falschmünzerverk, ein wenig beneidenswerthes Renommée erlangte. Dessenflich und ernstlich gegen seine Widersacher aufzutreten hielt Goethe begreiflicherweise unter seiner Würde. Als er von den späteren Angriffen Menzel's und zwar zuerst durch die französische Zeitschrift, den „Globe,“ Kenntniß erhielt, sprach er sich gegen Zelter kurz dahin aus, er hätte viel zu thun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachteten. Jene Art der modernen Tendenzkritik, welche vom einseitigsten Standpunkte in vollkommen schiefer Linie mit blinder Wuth gegen irgend ein Außenwerk an dem Wirken, Wollen und Schaffen eines Autors anrennt, berührte Goethe nicht; in seinen Augen hatte nur die eigentlich organische, die in instructiv erklärender Weise mit aufbauende und mit empfindende Kritik Werth und Nutzen.

Mit dem Jahre 1822 schließen auch seine „Tag- und